

Zeitschrift: Baselbieter Heimatblätter
Herausgeber: Gesellschaft für Regionale Kulturgeschichte Baselland
Band: 41 (1976)
Heft: 1-2

Artikel: Jugenderinnerungen eines Baselbieter Lehrers
Autor: Müller-Schäublin, Emil
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-859299>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



BASELBIETER HEIMATBLÄTTER

Organ der Gesellschaft für Baselbieter Heimatforschung

Nr. 1/2

41. Jahrgang

Juli 1976

Inhalt: Emil Müller-Schäublin, 1866—1954, Jugenderinnerungen eines Baselbieter Lehrers — Jürg Ewald und Rolf Schelker, Die frühmittelalterliche Kapelle St. Michael Onoldswil bei St. Peter Oberdorf — Paul Suter, Die Schlacht bei Murten — Paul Suter, Aus dem Arbeitsheft eines Hofbauern

Jugenderinnerungen eines Baselbieter Lehrers

Von *Emil Müller-Schäublin, 1866—1954*

Der Verfasser hat für seine Kinder und deren Familien ausführliche Aufzeichnungen über seinen Lebenslauf verfasst. 1866 in Bärenwil bei Langenbruck geboren, besuchte er die Primarschule in Langenbruck und nachher die Bezirksschule in Waldenburg. Nach Absolvierung eines freiwilligen vierten Jahreskurses trat er in das Lehrerseminar Kreuzlingen ein, das er 1886 nach erfolgreich bestandenem Patentexamen verliess. Der neugebackene Lehrer wirkte zuerst in Güttingen TG, dann von 1886—1892 in Oberdorf BL, und von 1892 bis zu seiner Pensionierung 1935 in Gelterkinden.

Die nachfolgenden Lebenserinnerungen beschränken sich auf die Jugendzeit bis zum Eintritt in das Lehrerseminar Kreuzlingen. Sie wurden zum grossen Teil von einem sauber geschriebenen Manuskript wörtlich übernommen; eingesetzt wurden einige Untertitel, in Wegfall kamen persönliche, für den engeren Familienkreis bestimmte Stellen. Wir danken an dieser Stelle Herrn und Frau Erwin und Martha Rudin-Müller, Muttenz, wie auch den übrigen Familiengliedern für die Erlaubnis zum Druck und für manche freundliche Auskunft.

Und nun hat der Erzähler das Wort für seine anschauliche Schilderung vom bescheidenen Leben einer Baselbieter Kleinbauernfamilie im letzten Jahrhundert. Es wird heute von gewissen Politikern die Ungleichheit der Chancen für Kinder des Arbeiterstandes ins Feld geführt. Der Werdegang des späteren Lehrers Emil Müller dokumentiert, dass schon vor 100 Jahren dank der Fürsorge von Lehrern und Behördemitgliedern einem intelligenten Knaben der Aufstieg in den Lehrerberuf durchaus möglich war. S.

Familie und Heimat

Ich wurde am 30. August 1866 im äussersten Südzipfel unseres Baselbietes, dort wo sich Hasen und Füchse Gutenacht sagen, als sechstes von acht Kindern geboren. Wie Kunstmaler Karl Jauslin kam auch ich arm auf die Welt, gottlob aber nicht krank. In bezug auf gesunde Konstitution nahm ich es wohl mit allen Mitbaselbietern auf. So konnte ich mit Leichtigkeit manches entbehren und mich trotz magerer Kost geistig und körperlich normal entwickeln. Mein Vater war damals Sennenkäser auf der Schwängi, dem grossen Pachtgut ob Langenbruck; später arbeitete er in gleicher Eigenschaft im Chilchzimmer, das damals im Sommer stets einen grossen Kurbetrieb hatte. Morgens hatte er in der Käsküche und im Käskeller zu tun, Geflügel zu schlachten und dem Küchenpersonal an die Hand zu geben, nachmittags gings aufs Feld hinaus. Der Wert des Geldes war damals grösser als heute, und mehr als sieben Franken in der Woche erhielt auch der beste Sennenkäser nicht. Natürlich waren auch die Warenpreise entsprechend niedrig, doch wollten die sieben Franken nirgends reichen. Dafür musste auch die Mutter überall Hand anlegen. Sie hiess Anna Elisabeth, geborene Flury, war eine katholische Solothurnerin und im benachbarten, zu Hägendorf gehörenden, kleinen Hofgut Rüteli aufgewachsen. Die Schule hatte sie mit ihren fünf Brüdern in dem eine gute Stunde entfernten Hägendorf besucht, zu dem es damals noch keinen ordentlichen Weg gab.

Sie bewirtschaftete unser mageres, fast allzu sonniges und trockenes Gütchen, den Gotterbarm, mit den Kindern fast allein. Doch hat oft auch der Vater, nachdem er auf der Schwängi ein schweres Tagewerk verrichtet hatte, noch nachts zur Sense gegriffen und die halbe Nacht durchgemäht. Im Mähen stand übrigens die Mutter, deren ganze Familie sich durch grosse Körperkraft auszeichnete, hinter keinem Mann zurück. Sie verstand aber auch jede sonstige Landarbeit und wusste die Familie stets mit genügend Gemüse und Kartoffeln zu versorgen.

Meine ältesten Geschwister wurden frühzeitig zur Arbeit angehalten. Es waren dies Johann, geboren 1855, Heinrich, geboren 1856, Elise, geboren 1858, Jakob, geboren 1860, Martin, geboren 1862, nach mir 1866, Nummer 7 und 8, Emanuel, 1868, und August, 1872. Bei Augusts Geburt war bereits mein Beobachtungsvermögen rege. Es fiel mir auf, dass die Mutter abends Windeln und Binden (Feschbänder) in die warme Kunst legte, und ich brachte dies nachher richtig in Verbindung mit dem neuen Familienmitglied, das am nächsten Morgen in der Wiege lärmte.

Vom Hof Gotterbarm

Hier sind vielleicht auch einige Bemerkungen über den Schauplatz anzubringen, wo ich die Jahre meiner Kindheit verlebte. Unser Höfchen, der Gotterbarm, umfasste etwa fünf, später nach Ankauf eines grossen Ackers



Bild 1. Hof Gotterbarm bei Bärenwil. Erbaut Ende 18. Jh., in der zweiten Hälfte des 19. Jh. im Besitz der Familie Müller-Flury, seit 1893 Eigentum der Familie Utz. Im Vordergrund Wohnteil, Eingang auf der Traufseite, zugleich Zugang zum Wirtschaftsgebäude. Aufnahme nach 1930.

acht Jucharten. Dieser letztgenannte Acker kostete, trotzdem er nahezu drei Jucharten umfasste, bloss 2000 Franken. Der Boden war nicht schlecht und ergab schöne Erträge an Getreide, Klee, Flachs und Gemüse. Obstbäume gab es auf dem neuen Acker freilich keine. Das ganze Gut lag sehr sonnig, auch im Winter, wenn im Dörfchen Bärenwil kein Sonnenstrahl mehr über die Höchi Flue hereinzufallen vermochte. Diese Sonnenlage bewirkte, dass auf Gotterbarm, welcher Name übrigens auch noch uns nicht gehörende Aecker umfasste, ein ausserordentlich kräftiges Futter gedieh, das von den Kühen sehr gerne gefressen wurde, viel lieber, als das scheinbar schöne, aus allerlei Kräutern wie Mäntelikraut, Weissklee, Bärenklau u. a. sich zusammensetzende Futter, das auf den schattigen und feuchten Matten im Spalen wuchs, der eine Zeitlang meinem Bruder Johann gehörte. Kühe hatten wir lange Zeit zwei. Ich sehe sie heute noch. Die eine ein hübscher Schwarzfleck, die alle Jahre ein gesundes Kalb warf, die andere ein Gelbfleck, ebenfalls ein gesundes gutes Tier. Daneben standen im Stalle zwei oder drei Geissen, deren Milch wir Kinder recht gut trinken konnten. Sie schenkten uns auch jedes Frühjahr einige Gitzi, possierliche und hübsche Tierchen, die uns besonders lieb waren.

Doch konnten sie trotz ihrer Vorzüge selten dem traurigen Schicksal, geschlachtet zu werden, entgehen. Mir war dieses Schlachten etwas Schreckliches, und ich verzog mich bei jedem derartigen Anlass in den bloss einige Minuten entfernten Wald. Ein Schwein hielten wir gewöhnlich im Winter, wenn die Kartoffeln ein billiges Futter boten. Junge Schweine holte der Vater immer auf dem Markt in Olten. Diese Stadt war für uns überhaupt der Ort, wo man alles kaufen und verkaufen konnte. Ich erinnere mich noch recht gut, wie die Mutter von Olten die erste Petroleumlampe heimbrachte und sie Stück um Stück auspackte. Sie ersetzte das früher so trübe Rapsöllämpchen.

Die Milch der Kühe wurde zur Hauptsache zur Kälbermast verwendet. Die fetten Kälber kamen auf den Markt in Olten oder in Langenthal. Hier und da nahm auch der Bote eines mit nach Basel, oder der Metzger Dettwiler in Langenbruck kaufte eines.

Eine Fahrt nach Ifenthal

Einst brachten wir ein Kalb nach dem solothurnischen Ifenthal. Es war eine interessante Fahrt. Der Bauer oder Pächter auf Allerheiligen lieh dem Vater Pferd und Fuhrwerk, und dann gings über Fasiswald, Spittelberg, Ängistein nach Ifenthal. Im Fasiswald kamen Bauer und Bäuerin aus dem Haus gesprungen und erhoben laute Klage, dass da kein Durchfahrtsrecht bestehe. Auf die Bemerkung, dass das Gefährt dem Pächter auf Allerheiligen gehöre, verzogen sie sich wieder. Der Kalberhändler in Ifenthal bezahlte das Kalb in richtiger Weise und bewirtete uns. Doch passierte uns auf der Heimfahrt noch ein arges Missgeschick. Grad vor dem Fasiswald überschlug sich unser Fuhrwerk und rollte den Abhang hinunter. Ich hatte im Kalbergatter Platz genommen und blieb vollständig unversehrt. Das Pferd lag auf dem Rücken und zappelte hilflos mit den Beinen. Auch der Vater war unverletzt. Seine erste Sorge war der Gedanke, es sei mir etwas passiert. Als er mich mit heilen Gliedern aus dem Gatter hervorkriechen sah, war er beruhigt. Schaden gelitten hatte bloss das Fuhrwerk; ein Ländeli war abgebrochen. So hatten wir noch viel Glück im Unglück gehabt. Wenn der Preis gut war, so rentierte die Kälbermast nicht übel. Doch gab es ab und zu Schadenfälle infolge Krankheit der Tiere. Da war man dann froh, wenn man für ein erkranktes Tier noch einen Abnehmer fand. In Olten gab es so «gute Menschen», denen man mitten in der Nacht ein dem Sterben nahe Tier bringen durfte. Hoffentlich haben die daraus hergestellten Würste den Oltnern trotz allem geschmeckt.

Weiteres von der Landwirtschaft

Für zwei Kühe und zwei bis drei Geissen war das Futter manchmal etwas knapp, da der Emdertrag bloss von den Kleeäckern ergiebig war. Da muss-



Bild 2. Hof Gotterbarm. Aufnahme 1976 von Paul Suter. Die alleinstehende Scheune wurde 1970 erbaut, nachdem das Wirtschaftsgebäude 1938, das Wohnhaus 1955 umgebaut und erweitert worden war (Zweifamilienhaus). Gesamtfläche des Hofgutes 12 ha, Viehbestand 14 Kühe und einige Rinder, vor 100 Jahren bei einer Fläche von 3 ha 2 Kühe und einige Ziegen.

ten wir Kinder mit der Mutter im Frühling oft von Wegrändern und Waldlichtungen Gras herbeiholen. Im Schwängloch, in der Höll und anderwärts liess sich das gut bewerkstelligen, ohne dass jemandes Eigentum verletzt wurde. Für die Ziegen holte ich am nahen Waldrand und in benachbarten Weidhägen manchen Arm voll frischbelaubter Zweige, ein Futter, das den Meckerern von anno dazumal — die heutigen würden kaum Laub fressen — gut mundete.

Ein grosser Teil unserer Grundstücke musste jedes Jahr umgepflügt werden. Es war eben kein Mattland, das ohne Erschöpfung zu zeigen, hundert Jahre lang immer die gleich reichen Futterernten lieferte. Im frischgepflügten Land wurde Hafer gesät, für den sich immer Abnehmer fanden. Im nächsten Jahr folgten auf dem nämlichen Grundstück bei reichlicher Düngung Kartoffeln, im dritten Jahr Korn, dann zwei bis drei Jahre lang Mattenklee oder Esparsette mit Schmalen. Da der Stalldünger nicht ausreichte, wurde daneben Kunstdünger verwendet. Kartoffeln gab es in guter Qualität und in guten Jahren reichlich. Korn und Weizen gediehen vortrefflich. Herr Glutz in der Mühle Rickenbach SO sagte oft, von Bärenwil erhalte er das schwerste Getreide. Mit der Obsternte war es dagegen nicht aufs beste bestellt. Die Lage in Bärenwil war eben zu hoch. Der Vater verstand

zwar das Ppropfen sehr gut. Ich erinnere mich, wie er einmal einen grossen Wildling aus dem Wald brachte und ihn auf Zapfen ppropfte, bevor er ihn setzte. Wir bekamen Gisiäpfel, Schibliäpfel, Friedäpfel (lauter süsse Sorten) und Heidenlocher, dazu eine Art Kannenbirnen. Kirschen gab es ebenfalls: grosse frühe schwarze, den Isachern ähnliche, Lauber, Brenzer und eine braunrote, bittere Sorte, ferner rote saure (Ämmerli) und schwarzbraune, lang gestielte Weichseln. Die letztgenannten reiften sehr spät und wurden gut bezahlt. Ich brachte selbst einmal einen Korb voll der im Dürstel weilenden Herrschaft und erhielt je Pfund 50 Rappen. Ob unserem Höfchen lag die Allmend, die grosse ehemalige Gemeindeweide. Ein Teil war in Stücke aufgeteilt, die als Rütenen den Bürgern auf Lebenszeit verliehen wurden. Eine solche Rüti war so gross, dass ein Bürger gut seinen Bedarf an Kartoffeln pflanzen und noch Futter für zwei Ziegen gewinnen konnte. Unsere Rüti trug bloss Gras und nicht allzuviel, da der Vater den Dünger für das eigene Land brauchte. Mitten durch die Allmend zog sich ein sehr steiler Rain, der Allmendrain, während unter und über diesem Rain ziemlich ebene Terrassenflächen lagen. Die obere Terrasse war besonders gross und hiess die Allmendebene. Darüber lag Wald, aus dem der aussichtsreiche Felskopf des Schwängiflüelis hervorragte.

Zünzerle

Am Allmendrain vergnügten wir uns etwa mit Brettern, auf denen wir über das von der Hitze dürre und glatte Gras wie auf Schlitten hinunterrutschten. Mir wäre dieser Allmendrain, der bloss einmal und dann nicht überall gemäht wurde, beinahe verhängnisvoll geworden. Wie mir heute scheint, spielte ich gerne mit Zündhölzern. Ich war damals vier oder fünf Jahre alt, sehe aber noch alles deutlich vor mir. Mein zwei Jahre jüngerer Bruder Emanuel und ich waren auf die sonnige, schöne Allmend hinaufgestiegen, wo es so mächtige Stauden gab und wo es keinem Menschen einfiel zu rufen: «Us em Gras uuse!» Ich hatte offenbar Zündhölzchen geklaut und am Allmendrain das Gras angezündet. Das Feuer dehnte sich rasch aus, und ich sprang, was ich springen konnte, heim und rief die Hilfe der Mutter an. Sie eilte in fliegender Hast an den brennenden Rain und brachte zunächst den kleinen Emanuel, der in höchster Gefahr schwabte, in Sicherheit. Dann machte sie sich mit grösstem Eifer an die Löscharbeit. Allein ihre Kraft reichte nicht aus, das gefrässige Element zu bewältigen. Bald waren auch andere Leute zur Stelle, und ihnen war es möglich, die Gefahr von dem im Osten gelegenen Wald, im Steinbruch genannt, abzuwenden. Nach Norden aber frass das Feuer einen breiten schwarzen Streifen bis hinauf zum Wald unterhalb Schwängiflüeli. Dort im steilen, steinigen Hang ging ihm schliesslich der Atem aus; nicht ohne dass einige Tannen nachher Brandspuren zeigten. Ob ich für diese Leistung Prügel bekam, weiss ich nicht mehr und glaube es auch nicht, mindestens fehlt mir jede Erinnerung daran.

Solothurnische Nachbarschaft

Waldreich war namentlich die Gegend östlich unseres Hauses. Da lag ganz nahe der schon erwähnte Wald im Steinbruch. Dann folgten der Asprain, die grossen Waldungen der Stadtgemeinde Olten im Allerheiligen und auf dem Bergli sowie der prächtige solothurnische Staatswald im Möösli. Im Süden, unserem Hang gegenüber, erhob sich die Höchi Flue oder der Egerkinger Berg, weil das ganze grosse Waldgebiet der Gemeinde Egerkingen gehörte. An diese Waldungen schloss sich im Südosten der solothurnische Staatswald im Unterwald an, während südwestwärts die Stierenweide, ein zu Egerkingen gehörendes Hofgut lag und noch weiter die Schlosshöchi. Auf dieser Südwestseite waren wir allerdings weniger heimisch. Zu unseren Tummelplätzen gehörten Allmend, Asprain, Möösli, Allerheiligen und weiter, bis zum Belchen.

Im Möösli gab es einen klaren, forellenreichen Bach, der vom Spalen und Schwängloch her kommt, am Asp vorbeifliest und dann durch die Tüfelsschlucht der Dünnern zueilt. Heute ist das Bächlein recht mager geworden. Die Oltner haben einige gute Quellen für ihre Wasserversorgung gefasst. Im Mööslibach gab es herrliche Gumpen, wo man ungestört baden und fischen konnte. Meine beiden Brüder, die gerne auf Abenteuer ausgingen und recht gut «Max und Moritz» spielen konnten, holten da manche Forelle. Die meisten wanderten in die Gasthöfe Langenbrucks. Eine stattliche Anzahl wurde in einem etwa zehn Minuten vom Hof entfernten Wasserloch, das von einer guten Quelle gespiesen wurde, aufbewahrt. Eines Tages, als man die Forellen für den Verkauf holen wollte, waren alle verschwunden. Ohne Zweifel hatte sie unser jenseits der Kantonsgrenze wohnende Nachbar im Rüteli behändigt, dessen Frau als besonders fromm galt. Wie gewonnen, so zerronnen, kann man da keineswegs sagen, denn die Forellen im Mööslibach waren eigentlich herrenloses Gut. Keinem Hägendorfer fiel es ein, oberhalb der Tüfelsschlucht oder des Tüfelsgrabens, wie man damals sagte, zu fischen. Wir durften uns also zum Fischfang ebenso gut berechtigt halten, wie es die Trapper des fernen Westens für die dortigen Gewässer waren. Hart an der Kantonsgrenze Solothurn/Basel Land bildet der Mööslibach einen hübschen Wasserfall, den man mit vollem Rechte pittoresk nennen kann. Zuweilen wurde dieser von Malern aufgesucht und gemalt. Einem dieser Farbenklexer trug ich eines Abends beim Heimgehen aus der Schule seine Staffelei bis zur Gumpe unterhalb des genannten Wasserfalls. Für die keineswegs kleine Arbeitsleistung erhielt ich ganze 30 Rappen, was mich damals schon eine recht schäbige Entlöhnung dünkte.

Im Unterwald war es nicht geheuer, und bei einbrechender Nacht klangen auch Tierstimmen von dort her, besonders das Hu-hu-hu der Waldküze, nicht gar einladend. Zudem trieb sich dort allerlei lichtscheues Gesindel umher, so dass die Strasse von Bärenwil nach Hägendorf als unsicher galt. Als ich im Lehrerseminar war, also etwa um 1883/84, liess die

solothurnische Forstverwaltung die schönen Tannen im Unterwald fällen. Norddeutsche Zimmerleute mit mächtigen breitkrämpigen Hüten und unten weiten Manchesterhosen besorgten das Zuhauen der schönen Stämme. Sie logierten einen ganzen Sommer über in Bärenwil im dortigen Wirtshaus und in einigen Privathäusern und brachten viel Unruhe in das sonst so stille Nest. Die behauenen Tannenstämme wurden nach Olten spiediert, dort zu Flössen zusammengesetzt und die Aare und den Rhein hinab geflösst. Die Späne, die beim Behauen abfielen, wurden versteigert. Der Bärenwiler Wirt Hägler kaufte einen grossen Teil der Späne. Beim Heimschaffen derselben begleitete ihn eines Tages sein zwei bis drei Jahre altes Töchterchen Selma. Als das Fuhrwerk beladen war, vermisste man das Kind. Trotz allem Suchen war es nicht zu finden. Am nächsten Tage kamen die Schulkinder von Langenbruck in Begleitung der Lehrer, um aufs neue zu suchen. Ihnen schloss sich die ganze Bevölkerung von Bärenwil an. Das Suchen hatte diesmal Erfolg, indem mein Vater das Kind unter einer Tanne schlafend fand. Nie wolle er ihm das vergessen, beteuerte der glückliche Vater Hägler.

Der Verkehr mit dem Gäu

Anfänglich fuhr von Langenbruck ein Postwagen nach Olten. Später, als die Bahnlinie durch das Gäu gebaut und die Strasse Bärenwil—Egerkingen angelegt worden war, hörten die Postfahrten nach Hägendorf auf, und die Post fuhr nun von Langenbruck über Bärenwil—Fridau nach Egerkingen. Wurde es auch auf der Hägendorferstrasse etwas stiller, so gab es für uns Buben doch noch allerlei zu sehen und zu erleben. Oft sahen wir einen Kappuziner diese Strasse ziehen. Dann rannten wir, was wir konnten, zur Strasse hinunter, um ihn einzuholen. «Heiliger Vater, gib mir doch ein Bildchen!» baten wir, und der Kuttenmann verfehlte nie, in seine Kapuze zu greifen und unseren Wunsch zu erfüllen.

Die Strasse nach Hägendorf kannten wir aber auch von unseren Fahrten zur Mühle in Rickenbach sehr gut. Jede Biegung war uns vertraut, und wir wussten, wo die Steigung grösser und wo sie sanfter war, wo wir uns energisch ins Zeug legen mussten und wo es mit weniger Kraftanstrengung vorwärts ging. Gewöhnlich fuhren wir am Morgen früh, später ich oft allein, mit ein oder zwei Säcken Korn auf einem Zweiräderkarren, dem Gäu zu. Die Mühle in Rickenbach, die dem bekannten Geschlecht der Glutz gehörte, war weit herum rühmlich bekannt. Ich sehe ihr unterschlächtiges Wasserrad in der Dünnern jetzt noch vor mir. Unser Korn wurde jedesmal sogleich aufgeschüttet, und wir konnten allen Phasen des Mahlprozesses folgen. Zum Znuni wurde jedem ein Gläschen Obstbranntwein und ein Stück Brot gereicht. Nach Mittag konnte die Heimreise angetreten werden. Mehl und Krüschi wurden gut festgebunden, und vorbei an den stattlichen Bauernhäusern Rickenbachs gings auf einem Fahrwege,



Bild 3. Bärenwil mit Wannenflue, gegen Westen. Das Haus mit dem Dachreiter Restaurant Chilchli. Nach einem Oelbild des Bärenwiler Malers Albert Schweizer (1885—1948) im Disteli-Museum Olten. Aus BHB 6, S. 77.

der über den Kirchhof führte, nach Hägendorf. Dort fing das Steigen und Ziehen erst recht an, doch langte die Ladung immer gut zu Hause an.

Freilich, von einem Winter weiss ich, dass wir nicht zu Mühle fahren konnten. Der Vater musste schon im Herbst eine dringliche Zahlung machen, und um sie zu ermöglichen, verkaufte er den ganzen Kornvorrat Herrn Glutz. Kurz nach der Wegfahrt des mit Säcken beladenen Wagens begegnete dem Vater ein altes Weib, und fast wäre er wieder umgekehrt. Auf der Weiterfahrt haben sich dann allerdings keine nachteiligen Folgen dieser Begegnung eingestellt.

Vater Müller gibt den Käserberuf auf

Als der Vater älter wurde, kündete er seine Dienststelle im Chilchzimmer. Er hatte uns manchmal mit jenen Käseabfällen erfreut, die es beim Beschneiden der Käselaibe gab. Dass er als Käser gut angesehen war, ging auch daraus hervor, dass nach seinem Austritt im Chilchzimmer der Bauer auf dem Oberbelchen sich alle Mühe gab, ihn für sich zu gewinnen.

Uebrigens wurden um jene Zeit viele Talkäsereien gegründet. In Langenbruck entstanden sogar deren zwei, die eine für die Bauern im Dorf, die andere für die Hofbauern. Natürlich bewirkten die Talkäsereien in kurzer Zeit das Verschwinden sämtlicher Bergkäsereien.

Als lediger Bursche hatte der Vater im Bogental gedient. Er erzählte uns oft von jener Zeit, von Erlebnissen im Neuhüsli, in Beinwil usw. Das Hofgut Bogental, das zur Gemeinde Lauwil gehört und im obersten Tal der Lüssel liegt, gehörte damals einem reichen Basler, dem Bogentalherrn, wie ihn der Vater nannte. Es soll ein ehemaliger Sklavenhändler gewesen sein, der sich dort hinter dem Passwang zur Ruhe gesetzt hatte. Sein Sohn scheint allerlei Tollheiten getrieben zu haben. So machte er sich einen Zeitvertreib daraus, die Knechte eine brennende Laterne halten zu lassen, deren Licht er dann mit einem Pistolschuss, d. h. durch eine Pistolenkugel auslöschte.

Nach seiner Dienstzeit im Chilczimmer bearbeitete Vater sein Gütchen und übernahm Holzakkorde für das Gemeindeforstamt Olten, für die Gemeinde Langenbruck und verschiedene Private. Er zog auch in den Heuet auf den Egghof bei Arisdorf, auf das Hirzbrunnengut bei Basel, auf Kymshof bei Möhlin. Meine ältesten Brüder halfen bei der Holzerarbeit eifrig mit, ich weniger, da ich nach dem Schulaustritt ins Seminar eintrat. Doch habe ich auch in den Gigeren Wellen gemacht und zu hinterst im Erzenberg im tiefen Schnee holzen helfen. Im Helfenberg hatte sich der Vater im Sommer eine Blockhütte gebaut, und er und mein Bruder Martin kochten sich dort selber ihre frugalen Mahlzeiten und kamen nur an den Sams-tagen heim. Meine Mitwirkung beschränkte sich auf den Transport von Proviant nach der Blockhütte. Es war ein hartes Leben, und doch tat der Vater nichts lieber als diese Waldarbeiten. Freilich hatte er oft unter Gsüchten zu leiden, vielleicht eine Folge der Tätigkeit als Käser, vielleicht auch als Folge seiner sonstigen schweren Arbeiten.

Hier ist wohl der Platz, um von Vaters Familie noch einiges beizufügen. Die vielen Müller in Langenbruck führen verschiedene Dorfnamen. Die einen s Chlause (Chlausemärti, Chlauseheiri u. a.), die anderen s Försters, die dritten s Käters (Kätterheiri, Kätterjakob), Vaters Familie hiess s Buschpers (Buschpermarti, Buschperhansjoggi)¹. Ob die Bezeichnung «Buschper» wirklich in Beziehung zur Lebensauffassung der Familie stand und sie als besonders leichtlebig und lustiginstellen wollte, lässt sich schwer sagen.

Vom Speisezettel

Wie ich schon bemerkte, reichte Vaters Verdienst bloss für das Allernotwendigste. Kartoffeln waren darum unsere Hauptnahrung, und ich bin der Vorliebe für Kartoffelspeisen mein ganzes Leben treu geblieben. Aller-

dings, als kleines Kind hätte ich sie nicht essen wollen, erzählte die Mutter. Dann aber hätten wir vier lange Wochen kein Brot im Hause gehabt, und das lehrte mich das Kartoffelessen. Später waren wir froh, genug Kartoffeln zu haben, was auch meistens der Fall war. Doch mussten wir einen Winter fast Tag für Tag mit Polenta fürlieb nehmen, mit der ich mich freilich noch gut abfand. Verhasst war mir dagegen die Saubohnensuppe. Sau- oder Pferdebohnen pflanzte man in Bärenwil viel. Sie lieferten das erste frische Gemüse und schmeckten, jung und zart, sogar recht gut. Waren sie aber dürr und voll schwarzer Käfer, gaben sie eine unappetitliche Suppe, die ich einfach nicht zu essen vermochte. Brot buk die Mutter immer selbst, und bei jeder Bachete gab es Wähen, die uns natürlich vor allem mundeten. War unser Korn aufgegessen, dann kaufte der Vater einen Sack Mehl, eher in Hägendorf als in Langenbruck, da im erstgenannten Orte die Preise in der Regel niedriger waren. Es gab dort eine Art «Cheesmeyer»². Röteli hiess der Mann, der sein Geschäft gut verstand.

Zu meinen frühesten Erinnerungen gehört die Erscheinung eines weissbärtigen alten Mannes. Wie er hiess, weiss ich nicht; man nannte ihn s Chruse Joggi. Wenn er vor unserem Hause den Kopf über die Wegböschung emporstreckte, sprang ich voller Angst ins Haus. Der Mann hatte einen ungefähr gleichaltrigen Knaben bei sich, wahrscheinlich einen Enkel. Mehr als einmal musste ich mich neben diesen Knaben stellen zur Kontrolle unserer Körpergrösse bzw. unseres Wachstums.

Alkohol-Missbrauch

Mit dem Alkohol machte ich sehr früh Bekanntschaft. Als einst unsere Kuh kalbte, kam als Geburtshelfer der Nachbar aus dem Rüteli zu uns. Der gab mir, der ich noch lange nicht zur Schule ging, Schnaps zu trinken, so dass ich mich wiederholt erbrechen musste. Als Kind trank ich dann nie mehr Branntwein, erst später, zum Beispiel in der Rickenbacher Mühle, wies ich ein Gläschen reellen Obstbranntwein nicht mehr zurück. Von Abstinenz wusste damals noch niemand etwas. Als in einem Sommer zwei Aargauer Mähder in der Buchmatt angestellt wurden, die weder Branntwein noch Wein trinken wollten, verbreitete sich diese Mär in weitem Umkreis.

Ich sass einst mit dem Vater, es war wohl Mitte der siebziger Jahre, in der Wirtschaft Nünlis in Hägendorf. Es wurde eben eine Gant abgehalten, und sämtliche Gemeinderäte waren anwesend. Jedermann, auch die Gemeinderäte, hatte ein sogenanntes Baggeli vor sich stehen, d. h. eines jener kleinen Fläschchen, die 1/4 Schoppen Schnaps fassten, nach heutigem Mass etwas weniger als 1 dl (0,9375 dl). Man denke sich heute den Gemeinderat einer grösseren Baselbieter Gemeinde in dieser Situation! Zum gänzlichen Fehlen aller Abstinenzbestrebungen kam in Hägendorf hinzu,

dass das Gäu eine von der Schnapspest am ärgsten heimgesuchten Genden der Schweiz war, wo das Kartoffelbrennen in schönster Blüte stand. Die Einführung des Branntweinmonopols hat dann Abhilfe gebracht. Mit einer Folge der Schnapspest war die grosse Armut eines grossen Volksteils im Gäu. Am schlimmsten stand es wohl in Egerkingen. Zahlreiche Erwachsene aus diesem Dorfe, Männer, Frauen und Töchter, kamen im Sommer barfuss in die Langenbrücker Wälder Beeren sammeln. Mit dem Verbot des Reislaufens hatten die Gäuer eine Verdienstgelegenheit verloren und dafür keinen Ersatz gefunden.

Einer der früheren Söldner, der Gitzimarti, besuchte uns regelmässig. Er kaufte in weitem Umkreis Gitzifelle zusammen. Seine linke Hand war gelähmt, da er als neapolitanischer Schweizersöldner einen Schuss in den Handteller erhalten hatte. Mit den Himbeer- oder Erbeersuchern hatte ich einmal ein ergötzliches Erlebnis. Natürlich sahen wir nur ungern, dass man uns die Beeren in unseren Wäldern wegschnappte und suchten deshalb zu stören. Bei einem solchen Störversuch im Wald unterhalb des Schwängiflüelis fiel ich in die Hände der Feinde. Sie behandelten mich allerdings sehr human und taten mir nichts zuleide, bloss Beeren pflücken musste ich und sie ihnen abliefern.

Kindheitserlebnisse

Nach den Berichten meiner Mutter scheine ich anfänglich kein braves oder «freies» Büblein gewesen zu sein. Ich schrie oft so laut, dass es der Vater beim Holzen drüben im Bergli gehört habe. Ein Bärenwiler Mann habe mir einst eine Sackuhr in die Hände gegeben, wie man es gegenüber Kindern auch heute noch tut. Als ich sie wieder hergeben sollte, hätte ich gezetert, dass ein anderer dabeistehender Mann angstvoll rief: «Leut im se doch, um tusig Gottswille!»

In der Buchmatt, im Asp und im Gwidem hiess der Bauer Wolfgang. Es gab also in unserer Nähe drei «Wölfe», vor denen wir Kinder uns gehörig fürchteten: der Buchmattwolf, der Aspwolf und der Gwidemwolf. Einst waren mein Bruder Emanuel und ich allein zu Hause. Da sagte einer von uns: «Der Wolf kommt!», und wir krochen beide in die Kunst hinein. Wer weiss, wie eng die Höhlung einer Kunst ist, wird gut begreifen, dass wir zwei Angsthasen uns gehörig klein machen mussten, um Platz zu finden, und dass wir, obwohl die Kunst ungeheizt war, gehörig schwitzten. Die Heimkehr der Mutter erlöste uns dann aus unserer unangenehmen Lage.

Wasser holen

Dass es an unserem der Sonne ausgesetzten Abhang sehr trocken war, habe ich bereits bemerkt. In der heissten Zeit versiegte daher der beim Haus



Bild 4. Wochenendhäuser auf der Allmend bei Bärenwil. Im Hintergrund Schwängiflüeli, 979 m ü. M. Aufnahme 1967 von Peter Suter. Aus Regio Basiliensis 1968, S. 108.

befindliche Brunnen gewöhnlich. Dann mussten wir das unentbehrliche Nass beim sogenannten Brünneli, jenem Wasserloch, das uns auch als Fischbehälter diente, holen. Das war keine kleine Arbeit, da auch das Vieh getränkt sein wollte. Zum Wassertransport stiessen wir eine starke Querstange durch die beiden Handhaben eines Wasch- oder Chnötschzübers. An dieser Querstange wurden zwei gleich lange Längsstangen befestigt, an deren Enden die beiden Träger anfassten. Begreiflich war das Tragen des grossen Zubers voll Wasser keine Kleinigkeit, zumal die Verbindung mit den Tragstangen nicht so fest war, dass er nicht hin und her schaukeln konnte. Im Sommer ging jedoch das Wassertragen noch an; im Winter aber war es eine rechte Plage, wenn der Biswind scharf von Osten über das Gelände strich. In der Küche war ein Hühnergättler installiert. Die Decke desselben diente als Wasserbank. Darauf stand der Wasserzuber mit dem Gätzi, das heute ein unbekannter Begriff geworden ist. Oft holte die Mutter auch einen kleinen Zuber voll Wasser am Brunnen im Dörfllein. Sie konnte sehr gut auf dem Kopfe tragen. Ohne dass sie den Zuber mit der Hand festhielt, legte sie die etwa zehn Minuten lange Strecke zurück.

Erste Berichte über die Schule

Schon im vorschulpflichtigen Alter schaute ich meinen Brüdern beim Lesen zu und hätte diese Kunst auch gerne gelernt. Ich ging darum ganz gerne zur Schule, weiss aber aus meiner ersten Schulzeit wenig. Der reichlich halbstündige Weg nach Langenbruck scheint mir nicht schwer geworden zu sein, übrigens ging ich ja in Begleitung meiner Brüder. Die Unterrichtszeit betrug damals für alle Kinder 26 Stunden, und sie dauerte von 8 bis 11 und von 12 bis 2 Uhr, dies der vielen Kinder von entfernten Höfen wegen, die nicht zum Mittagessen heimgehen konnten. Zu diesen gehörten auch wir; die Mutter gab deshalb jedem am Morgen einen Halbbatzen, damit wir beim Bäcker Hänger dafür Brot kaufen konnten. Das taten wir fast immer, und die Tochter des Bäckers hat mir später schmunzelnd vorgehalten, dass ich jedesmal sagte: «I hätt gärn für e Halbbatze Brot, aber e chlei vill!» Ob mein ständiger Zusatz etwas genützt hat, weiss ich allerdings nicht zu sagen. Einmal hiess mich der Versucher statt des Brotes einen Zuckerstengel kaufen. Wie ich vergnügt daran lutschte, kam ein Knabe gerannt und riss mir den Stengel aus der Hand. Nun hob eine wilde Jagd an. Meine Brüder und ganz Bärenwil verfolgten den Räuber. Als sich dieser in die Enge getrieben sah, warf er meinen Stengel in ein Abfallfass, so dass er für mich verloren war. So machte ich frühzeitig die Erfahrung, dass es am besten ist, auf dem schmalen Pfad der Tugend zu bleiben und seinen Halbbatzen für etwas anzulegen, das nicht so leicht die Habgier und den Neid anderer wecke.

Das Lesen fiel mir sehr leicht, obwohl die zu jener Zeit (1873) übliche Lesemethode — die Schreib-Lese-Methode — noch nicht das A und O der Schulmeisterkunst bedeutete. Ich wurde dann auch vom Lehrer der Unterschule, Herrn Glur, dem Grossvater mütterlicherseits des Fliegers Oskar Bider, gehörig gelobt und an einen der ersten Plätze gesetzt.

Mit zunehmender Lesefertigkeit hatte ich bald Mangel an geeignetem Lesestoff. Ich las alles, was mir unter die Hände kam, Mutters Gebetbuch mit den dicken, hölzernen Buchdeckeln, das Kirchengesangbuch, vor allem aber die Lesebücher meiner älteren Brüder und die Bibel. In den Lesebüchern von Gerold Eberhard³ fesselte mich vor allem die Schweizergeschichte. Diese Eidgenossen, die sich in manchen Schlachten so heldenhaft schlügen, imponierten mir gewaltig, und die Frage, was das für ein Volk gewesen sein möge, beschäftigte mich lebhaft. Dass ich selber zu diesem berühmten Volke gehörte, wusste ich nicht. In der Bibel las ich vor allem die alttestamentlichen Bücher von Mose, der Richter und der Könige. Wie gründlich ich las, mag daraus erhellen, dass ich den Vater fragte, was denn ein Keksweib sei. Diese Sorte Damen spielte nämlich in mancher Geschichte eine bedeutende Rolle. Der Vater lächelte, verzichtete jedoch auf eine Definition und sagte bloss, der Herr X in Langenbruck verfüge über ein solches lebendes Inventarstück. Von der Zeit an war mir dieser Herr eine interessante Person geworden. Ich sah ihn oft spazieren gehen, vermochte aber nicht, hinter sein Geheimnis zu kommen.

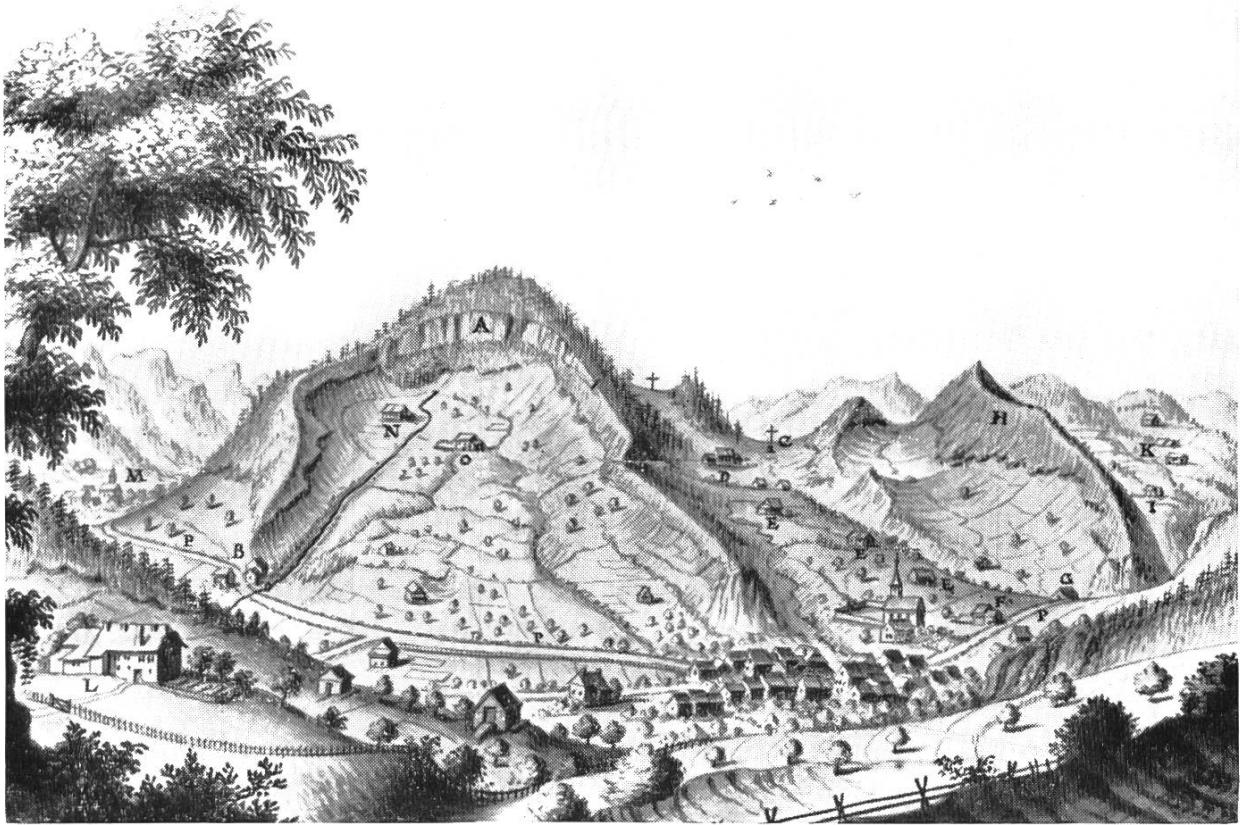


Bild 5. Langenbruck gegen Westen. Nach einer Tuschzeichnung von Emanuel Büchel, um 1755. Original im StAB, Grenz-Akten E 7. Gebiet des Dorfes und der westlichen Höfe. A Wannenflue, B Lochhus, C Auf Reinistalten, D Bachtelen, E Ob., Mittl. und Unt. Frau-rüti, F Im Höfli (heute noch so genannt), G Fräuelen (Freichelen), H Helfenberg, I Chue-nisrüti, K Vord., Mittl. und Hint. Bilstein, L Schwängi, M Holderbank, N Solothurner Wanne, O Baslerische Wanne, P Landstrasse.

Ein anderes Mal beizte der Vater Saatkorn mit Kupfervitriol zur Verhüttung des Russbrandes. Wir besasssen damals ein hübsches, kleines Hündchen, das allen recht lieb war. Beim Ausschütten des Kupfervitriols sprang wahrscheinlich ein Körnchen dieses Salzes zur Seite und wurde von dem Hündchen gefressen. Das arme Tier ging infolge der Vergiftung zugrunde. Der Vater war über den Tod des anhänglichen Tieres sehr betrübt. Da fiel mir ein, was der Vater Jakob beim Verlust seines Sohnes Joseph getan hatte. Ich eilte in die Küche, holte eine Handvoll Asche und streute sie dem am Tische sitzenden Vater auf den Kopf, was begreiflich sein Leid erheblich minderte. Mein eifriges Bibellesen hat mir übrigens allerlei Nutzen gebracht. Noch im Seminar sagten meine Mitschüler, ich wisse die Bibel auswendig, und als vor einigen Jahren ein Apostel irgend einer Sekte seinen Bekehrungseifer auf mich anwenden wollte, wusste ich ihn mit seinen eigenen Waffen, nämlich mit Zitaten aus der Bibel, aus dem Felde zu schlagen.

Von der vierten Klasse an war ich ein eifriger Kunde der Jugendbibliothek in Langenbruck. Ich las die Hefte und Bücher von Franz Hoffmann,

W. O. von Horn, Christoph von Schmid, zahlreiche Lebensbilder und geschichtliche Erzählungen. Die Vertrautheit mit Thomas Bornhausers «Königsmord und Blutrache» verhalf mir einst zu einem hübschen Triumph. Pfarrer Tanner, der spätere Schuldirektor in Bern, behandelte mit uns in der Religionsstunde die Geschichte von Sauls Besuch bei der Hexe von Endor (1. Samuel 28). Da fragte er, wie wir uns das Erscheinen des verstorbenen Samuel erklärt. Auf weiter Flur war meine Hand die einzige, die in die Höhe schnellte. Die Hexe habe das mit einer Blendlaterne, also durch eine optische Täuschung bewirkt (wie es Bornhauser beschrieben hat), antwortete ich. Der Pfarrer lachte, dass er seinen Bauch halten musste und fuhr mir dabei liebkosend über den Kopf.

In der Oberschule

Im Mai 1876 kam ich in die Oberschule zu Lehrer Heinzelmann. Während Lehrer Glur in Beuggen zum Lehrer ausgebildet worden war, hatte Heinzelmann das Seminar von Kreuzlingen besucht, das damals von Direktor Rebsamen geleitet wurde. Der Oberlehrer, auch Grossschullehrer genannt, galt als unparteiischer Schulmann. Seine Lieblingsfächer waren Geschichte und Geographie; das waren auch meine, und so kamen wir zusammen ganz gut aus. Seine Frau Mathilde, geb. Bider, hatte schon vor ihrer Verheiratung einen Kramladen geführt. Sie gab diesen als Frau Lehrer nicht auf. Später wurde das Doppelverdienertum des Ehepaars gerügt und Lehrer Heinzelmann vor die Wahl gestellt, entweder auf den Laden oder auf seine Lehrstelle zu verzichten. Er tat das letztere. Wie schon bemerkt, interessierte ich mich in der Oberschule für Geschichte und Geographie; hiezu kam die Lektüre. So leicht mir aber das Lesen fiel, so schwer kam mich das Schreiben an. Ich gehörte tatsächlich zu den schwächsten Schreibern, doch lastete das nicht stark auf meiner Bubenseele. So sass ich nicht ungerne auf der hintersten Bank, weil dort meine liebsten Kumpane sich angesiedelt hatten: Theodor Nussbaumer aus dem Gwidem, Adolf Bader und Adolf Dettwiler aus der Bachtalen. Unsere Sitzbank hatte in der Mitte einen Riss. Rückten wir alle in der Mitte zusammen, öffnete sich dieser so weit, dass man bequem eine Nuss hinein stecken konnte. Rutschten wir dann an die Enden der Bank, schloss sich der Riss, was für uns Buben eine erfreuliche, für den Lehrer aber eine ärgerliche Störung bewirkte.

Mein bester Freund war Theodor Nussbaumer, ein wahrer Hüne, der Sohn jenes Gwidem-Wolfs, den wir einst fürchteten. Zwar war er kein Musterschüler und froh, mir abschreiben zu können. Aber bei jedem Händel hielt er schützend seine starke Hand über mich. Einst wollten mir die Klassengenossen aus dem Dorfe nach der Schule an den Kragen. Warum es zu diesem Komplott kam, weiss ich nicht mehr. Umso anschaulicher ist mir der Verlauf des Kampfes noch gegenwärtig. Theodor stellte sich wie



Bild 6. Langenbruck gegen Osten. Aufnahme vor 1930, bevor die heute zahlreichen Wohn- und Ferienhäuser in der Umgebung des Dorfes erbaut wurden. Im Hintergrund Seiten-tälchen gegen Wald, Chilchzimmer und Dürstel. Cliché im Besitz des Kurvereins Langen-bruck.

eine Mauer vor mich hin, und kaum war der Angriff erfolgt, lagen die Gegner auf ihren Schultornistern und zappelten hilflos. Wir aber verließen als Sieger den Kampfplatz. Später habe ich Theodor nur noch einmal gesehen. Wir waren beide im Manöver. Am Wege lagerte ein Solothurner Bataillon, als unser Füsilierbataillon 53 vorbeimarschierte. Da stand oben am Wegrand ein Füsilier, der mir lebhaft zuwinkte. Es war mein guter Freund Theodor.

Winter und Wintersport

Bei ausgiebigen Schneefällen war der Gang zur Schule nicht immer leicht. Einmal musste der Vater für uns einen Weg bis nach Bärenwil ausheben. Die Schneemassen links und rechts erreichten eine Höhe, dass wir nicht darüber hinaus sehen konnten. Auf der Strasse nach Langenbruck fuhr dann ein Schneepflug und schaffte uns Bahn. Doch kam er nicht immer auf der ganzen Strecke durch. Auf der Westseite von Bärenwil wurde der Wind durch die Häuser zurückgestaut, so dass dort oft eine gewaltige «Weechtene» entstand. Dies geschah übrigens auch auf der Westseite unseres Hofes. Gegen das Haus bildete sie dann eine senkrechte Wand. Grub man da hinein, hatte man bald das schönste Schneehaus. Bei diesen Schneefällen litten natürlich auch die Vögel. Sie flogen uns Kindern nach, wenn wir zur Schule gingen. Ich habe ihnen mehr als einmal mein ganzes Znünibrot gestreut.

Der Wintersport der damaligen Jugend beschränkte sich auf Schlitteln und Schlittschuhfahren. Schlittschuhe besaßen wir nicht, hätten in Bärenwil, wo es weder Eis noch gebahnte Wege gab, auch nichts damit anfangen können. Dagegen waren ein Reitschlitten (eine Art Davoser) und ein Holzschlitten vorhanden. Mit dem letztgenannten bestanden wir einmal ein nicht ganz ungefährliches Abenteuer. Es war an einem Sonntagvormittag. Die tiefe Schneedecke trug eine hartgefrorene, widerstandsfähige Oberschicht. Diese trug, wie wir sagten. Auf dieser Decke starteten wir weit über unserem Haus mit dem Holzschlitten zu einer Fahrt in die Talsohle hinunter. Bald nach der Abfahrt verloren wir — mein Bruder Emanuel und ich — die Herrschaft über den Schlitten und zogen unsere Beine, die hätten steuern sollen, auf das über den Schlitten gelegte Brett hinauf. In sausender Fahrt schoss der Schlitten über die harte Decke zu Tal. Es gab nur zwei Möglichkeiten: Entweder erreichte der Schlitten etwa bei der Bachmatt die Talsohle und kam dann am jenseitigen Hang von selbst zum stehen, oder aber wir fuhren an einen Baum, und das war keine erfreuliche Aussicht. Doch nahm unsere Fahrt glücklicherweise schon früher ein Ende. Weit unten hatte man einen Graben ausgehoben und den Aushub zu ziemlich hohen Erdhaufen aufgeschichtet. An einen dieser hartgefrorenen Hauften stiess der Schlitten. Wir zwei wurden in die Luft geschleudert, landeten aber wohlbehalten auf der Schneedecke. Ausser einigen Quetschungen hatte unser Knochengerüst keinen Schaden genommen. Seufzend standen wir auf, rafften die Bruchstücke des Schlittens zusammen und zottelten heimwärts.

Bei reichlichem Schneefall gab es begreiflich in der Schule auch grosse Schneeballschlachten. Die Kampffronten lagen zum voraus fest. Bei den Knaben der Oberschule standen immer Bergler gegen Dörfler; die Knaben der Unterschule balgten sich mit den Mädchen der Oberschule.

Von der Kleidung

In den siebziger Jahren, als ich die Primarschule besuchte, trieben die Leute noch wenig Kleideraufwand. Von Ueberziehern (Mänteln) wusste man damals in Bärenwil noch nichts. Männerkleider wurden aus Halblein gefertigt, hauptsächlich Spinnler-Halblein, der in jener Zeit grosse Mode war. Ein guttüchenes Kleid, wie man sagte, trugen nur grosse Herren, von welcher Spezies es in Bärenwil keine Vertreter gab. Die Männer trugen werktags stets eine Bluse, auch Blauhemmli genannt. Das war ein praktisches Gewand für Bauern, die darunter alles mögliche tragen konnten, auch zerrissene Lismer und zerfetzte Kittel. Ich ging nach der Konfirmation und als Seminarist selbst zuweilen in Vaters Bluse aus, so dass mich Lehrer Heinzelmann einst ganz erschrocken fragte, ob ich auch als Lehrer eine Bluse tragen wolle. Aus Halblein waren auch die Röcke der Bauernmädchen. In meiner Klasse gab es solche ab der Schwängi, zwei vom Bilstein, vom Chellenberg, und alle trugen im Winter einen dicken

Halbleinrock, wohl aus eigenem Flachs und eigener Wolle gewoben. Als Kopfbedeckung diente den Mädchen der heute ganz verschwundene Chappeschang (Capuchon, kapuzenartige Kappe), ein ebenfalls sehr praktisches Kleidungsstück. Was die Frauen trugen, ist mir nicht mehr gegenwärtig. Doch weiss ich, dass man anstelle der heutigen Blusen einen nicht anliegenden, lockeren Tschopen trug. Als Werktagskleider bekamen wir Buben Hosen aus Geiss- oder Eberhaut, aus Stoffen also, die fast unzerreissbar waren. Dazu kam eine Bluse aus baumwollenem oder flächsenem Stoff. Die meisten Kleider verfertigte der Schneider auf der Stör. Er kam mit Schere, Elle, Nadel und Kreide ins Haus. Da Nähmaschinen noch unbekannt waren, kann man sich denken, wie lange er an einem Kleid zu sticheln hatte. Ebenfalls auf die Stör kam der Schuhmacher. Das zu den Schuhen nötige Sohl- und Oberleder holte der Vater bei Gerber Buser in Langenbruck. Kam dann der Schuhmacher angezogen, so richtete er sich vor einem Fenster in der Stube häuslich ein. Wir schauten natürlich eifrig zu, wie er die Sohlen umriss, wie er sie mit der Gnippe (Kneif, gekrümmtes Schustermesser) herausschnitt, sie ins Wasser tauchte, auf dem mitgebrachten grossen Stein klopfte und schliesslich ans Oberleder annähte und annagelte. Die fertigen Schuhe wurden mit Kienruss, den wir zuvor in Langenbruck gekauft hatten, geschwärzt und nachher eingefettet.

In der Bezirksschule

Im Frühjahr 1879 trat ich in die Bezirksschule Waldenburg über. Ich selber hätte nie an den Besuch dieser Schule gedacht, wenn nicht Lehrer Heinzelmann mich immer wieder dazu ermuntert hätte. Von Seiten der Eltern wurde mir weder in der einen noch der anderen Art zugeredet. So probierte ich es denn. Wir waren unser fünf Knaben von Langenbruck, die an einem Aprilmorgen nach Waldenburg pilgerten. Für mich war meine Unerschrockenheit eine grosse Chance. So bestand ich denn trotz meiner sonstigen Weltfremdheit die Aufnahmeprüfung mit gutem Erfolg. Am ersten Mai begann die Schule. Hatte ich bis jetzt nie recht gewusst, wozu der Schulbesuch nützen sollte, ging nun eine grosse Veränderung mit mir vor. Mein Ehrgeiz erwachte; ich wollte nicht mehr zu den letzten gehören. Rasch rutschte ich in der Rangordnung nach vorne; allerdings konnte ich den ersten Rang nie erreichen und blieb in allen drei Klassen an dritter Stelle. Erster war Fritz Heid aus Waldenburg, der nachmalige Mechaniker und spätere Fabrikant und Gründer der Firma Tschudin und Heid.

Unsere Lehrer⁴ waren: 1. Carl Mory aus Binningen (Französisch und Schreiben); 2. Eduard Heinis aus Therwil (Mathematik, Naturwissenschaften, Englisch und Turnen); 3. Dr. phil. Wilhelm Götz aus Binningen (Deutsch, Geschichte und Geographie).



Bild 7. Becksches Haus in Waldenburg, erbaut nach 1770 vom Schlossschreiber Emanuel Beck, 1808—1836 Statthalterei und Bezirksschreiberei, von 1836—1960 Bezirksschule, 1961 abgebrochen. Aufnahme A. Seiler, Liestal. Aus Heinrich Weber, Geschichte von Waldenburg, Bild 22.

Herr Mory nahm es mit seiner Pflicht sehr genau und forderte auch von den Schülern gute und zuverlässige Arbeit. Wer in einer Uebersetzung Fehler machte oder eine Vokabel nicht im Kopfe hatte, kam ans schwarze Brett und musste unweigerlich nachsitzen. Bei den Schülern war er daher nicht sehr beliebt, doch nahm ich ihn bei jeder Gelegenheit in Schutz. Mir war er immer wohlgesinnt, und dass ich immer die höchste «Winterentschädigung» bekam, hatte ich ihm zu verdanken. Dieser Zustupf war eine Art Stipendium für auswärts wohnende Schüler.

Herr Heinis erteilte in seinen Fächern einen sachlichen, aber etwas trockenen Unterricht. In Englisch war ich ein Jahr lang sein einziger Schüler. Als das Lehrbuch durchgepaukt war, übersetzten wir Schillers «Wilhelm Tell» ins Englische. Gemeinsam suchten wir im Dictionär jeweilen die Wörter, die wir nicht kannten. Dass wir nur im Schneckentempo vorwärts kamen, ist klar, ebenso, dass unsere Tellübersetzung keinen Verleger fand. Herr Heinis trieb neben der Schule Obstbaumzucht und Gartenbau. Unter seiner Anleitung okulierten wir Aepfel- und Birnenwildlinge und übten uns im Ppropfen. Dieser praktische Naturkundeunterricht war sehr interessant und dankenswert.

Der dritte im Bunde war Herr Dr. Götz. Aus Binningen gebürtig, verlebte er den grössten Teil seiner Jugend- und Studienzeit in Deutschland. So sprach er auch im Umgang ein reines Hochdeutsch. Er war ein kräftiger, stattlicher Mann und trug einen über die Brust hinunterreichenden blonden Vollbart, den er bei schlechtem Wetter immer unter den zugeknöpften Rock steckte. Dr. Götz war sehr belesen, sprach auch mehrere alte und moderne Sprachen; sein Unterricht war aber etwas zu hoch für uns Bezirksschüler, oft dozierte er über unsere Köpfe hinweg. Sass er nicht am Pult, so ging er in der Klasse auf und ab, fuhr mit seinen Fingern manchmal wie mit einem Kamm durch den Bart und referierte. Dazu trug er immer einen Rock mit langen Schössen. Als er einmal wieder auf- und ab spazierte, sagte ich zu meinem Nachbarn Fritz Heid: «Lueg, wiener d Fäckte hänkt!» Dieser antwortete: «Jo, er fliegt bold uuf!» Darüber musste ich lachen. Dr. Götz sah das und wollte den Grund meiner Lustigkeit erfahren. Natürlich getraute ich mich nicht, ihm unser Zwiegespräch mitzuteilen, fand auch keine Ausrede. Die Uhr ziehend, herrschte mich der Gestrenge an: «Du hast zur Antwort noch eine Minute Zeit.» Da auch diese verstrich, ohne dass ich antworten konnte, steckte Dr. Götz die Uhr wieder ein und nahm seinen Spaziergang wieder auf. Als die Stunde vorüber war, musste ich ihm in den Schulgang hinaus folgen. Dort teilte ich ihm unter Tränen unser Zwiegespräch mit. Er lachte aus vollem Halse, klopfte mir auf die Schulter und sagte: «Na, wenns nichts weiter ist!», und entlassen war ich.

In der zweiten Klasse führten wir im Bad Oberdorf das Schauspiel «Wilhelm Tell» auf. Dr. Götz übertrug mir die Rolle des Melchthal, des Fischers Kuoni und des Kunz von Gersau. Die Kostüme wurden uns durch eine Verleihanstalt unentgeltlich geliefert. Bis alles sass, brauchte es zahlreiche Uebungen, die bei schönem Wetter im Freien, auf dem Turnplatz, stattfanden. Die Aufführung war ein grosser Erfolg. Mächtigen Applaus ernstete vor allem die Dreimänner-Szene in Walter Fürsts Haus. Strahlend trat Dr. Götz zu uns, nachdem der Vorhang gefallen, und rühmte: «Ihr habt aber eure Sache sehr gut gemacht!»

Zusammenfassend kann ich sagen, dass ich sehr gerne in die Bezirksschule ging. Wenn meine Kameraden aus Langenbruck gegen Ende des dritten Jahres stöhnten und das Ende der Schulzeit herbeisehnten, habe ich immer den gegenteiligen Standpunkt verfochten. Ich besuchte die Schule auch noch im vierten Jahre, zur Repetition, wie man sagte, war jedoch ermächtigt, die Unterrichtsstunden nach Belieben zu besuchen.

Vom Schulweg

Mein Schulweg war weit, und wenn ich morgen um sieben Uhr Englisch hatte, musste ich frühzeitig aus den Federn. Zu spät kam ich nie. Im Winter war ich oft so früh in Waldenburg, dass ich vor Schulbeginn noch die Oefen heizen konnte.

Erleichtert wurde uns der Schulweg häufig durch die Post. Damals fuhr zwischen Langenbruck und Liestal ein grosser, geräumiger Postwagen (Omnibus). Der Fahrplan war für uns sehr günstig, indem der Wagen etwas vor acht in Waldenburg ankam. Dem Postwagen war neben dem Fuhrmann immer ein Kondukteur beigegeben. War dieser uns Buben freundlich gesinnt, so lud er uns alle auf, auch wenn noch andere Fahrgäste mitfuhren. Gewöhnlich warteten wir auf der Passhöhe auf die Post, und vor Waldenburg mussten wir wieder aussteigen. Posthalter Tschudin durfte eben von unserem Schwarzfahren auf den weichen Polstern nichts wissen. Jeden Monat wechselte der Kondukteur, und dem alten schenkten wir dann ein Päckchen Zigarren. Im dritten Schuljahr fuhr bereits die Waldenburgerbahn. Damals verkehrte nur noch ein kleiner Postwagen ohne Kondukteur zwischen Langenbruck und Waldenburg. Auch passte der Fahrplan nicht mehr wie früher. Wenn ich aber schon um sieben Uhr in der Schule sein musste, liess mich der freundliche Postillon Schütz oft auf den Bock klettern und mitfahren.



Bild 8. Die alte Langenbrucker Post um 1910. Täglich zwei Kurse von Waldenburg nach Langenbruck bis zur Einführung des Postautos (1917). Cliché im Besitz des Kurvereins Langenbruck.

Unerfreuliches und Erfreuliches

Abscheulich war, wie die Erstklässler in der Bezirksschule von Waldenburg von den Schülern der dritten Klasse geplagt wurden. In der Pause pflegte man ein Spiel zu machen, das den Grossen Gelegenheit gab, die Jüngeren nach Herzenslust zu verprügeln. Ein Schüler aus Langenbruck, der sich beschwerte, erhielt von Herrn Mory zur Antwort: «Du musst dich wehren!» Einmal mussten wir die Drittklässler auf einem Karren die alte, steile Hauensteinstrasse hinaufziehen.

Angenehmer waren die Tage der Schulreisen. Alle drei Klassen reisten stets miteinander. Im Sommer 1879 gings an das eidgenössische Schützen-

fest in Basel. Wir Langenbrücker — es waren im ganzen 19 — erfuhren erst in der Religionsstunde, dass das Gros von Waldenburg abgereist sei. Unter Führung von Pfarrer Tanner⁵ marschierten wir über Bilstein, Chellenberg, Passwang nach Therwil, wo wir die anderen erwarteten. Sie waren nach Mariastein gegangen und rückten von dort her in Therwil ein. Auf dem Estrich eines Gasthauses bezogen wir ein Strohlager. Am nächsten Tage gingen wir nach Basel. Im Neubad, wo Herr Jenni aus dem Chilchzimmer wirtete, gab es eine ausgiebige Rast. Herr Pfarrer Tanner und die Lehrer kegelten. Dann streckten wir unsere Nasen in das Festtreiben, ohne damit etwas anfangen zu können. Die Rückreise ging bis nach Frenkendorf, wo man uns mit Leiterwagen abholte.

In der zweiten Klasse gab es einen dreitägigen Ausflug nach Grindelwald, Wengernalp, Lauterbrunnen. Per Dampfschiff langten wir um die Mittagszeit in Interlaken an, wo gerade ein heftiges Gewitter losbrach. Doch ging es rasch vorüber. Unsere Fusswanderung führte durch das Lütschinental in die Berge hinein. Am Wege sass ein alter Mann mit seinem Räf. «Wie weit ist es noch bis Grindelwald?» riefen wir ihm zu. «No tria Stüngeli!», tönte es zurück. Ein Stück weiter oben stellten wir einem Einheimischen die nämliche Frage. «No sächs räsi Stung», hiess es diesmal. Nach dieser unzuverlässigen Auskunft unterliessen wir weitere Fragen. Die Terrassen hoch über den Felswänden, die lärmende Lütschine und die Alphornbläser nahmen unser Interesse in Anspruch, nicht weniger auch ein Grasbogen voll Heu bei einem Bergheimwesen. Wo die Strasse an einer Gruppe von Häusern vorbeiführte, lag ein anscheinend krankes Kind in einem Kinderwagen. Es sei von einer Schlange gebissen worden, sagte man uns. Allein Herr Heinis trieb uns vorwärts, das sei nur eine Form des Bettels, der im Oberland auf die verschiedenste Weise getrieben werde. Es war schon spät, als wir in Grindelwald eintrafen, wo wir im Hotel Adler in einem Massenquartier nächtigten. Doch schließen wir gut. Am Morgen führte uns Herr Heinis vor dem Morgenessen auf den unteren Grindelwaldgletscher. Unterwegs machte er uns darauf aufmerksam, wie man sich in den Alpen in den Entfernung täusche. Es scheine, meinte er zu mir, von unserem Standpunkt zum Gletscher gerade so weit zu sein wie vom Hof Gotterbarm zur Egerkingerstrasse hinüber. In Wirklichkeit betrage jedoch die Entfernung eine volle Stunde. Nach dem Morgenessen traten wir die Weiterreise über die Kleine Scheidegg an. Auf der Passhöhe machten wir Mittagsrast, wobei wir den Sturz von Eislawinen beobachten konnten. In Lauterbrunnen besichtigten wir den Staubbach. Das letzte Nachtquartier hatten wir in Wilderswil und darauf erfolgte die Heimfahrt über Bern.

Im Sommer 1881 gings ins Urnerland, wo man eben die Gotthardbahn baute. Von Flüelen brachten uns Leiterwagen nach Amsteg, wo die Fuss-tour nach Göschenen begann. Auf der Strasse lag eine dicke Staubschicht. Neben den Bahnbauten bewunderten wir besonders die sechsspännige

Gotthardpost. Göschenen erreichten wir schon spät. Das Dorf war voll Tunnelarbeiter. Wir hatten das Glück, einen Zug mit Arbeitern in den Tunnel einfahren zu sehen. Leider waren die Nachtquartiere für uns nicht bereit. Nach langem Herumstehen brachte man uns schliesslich in Hotelbetten unter. Am folgenden Morgen war früh Tagwache. Wir wanderten die Schöllenen hinauf bis zum Urnerloch, wo wir, wie einst Mose das gelobte Land, Andermatt und das Urserental von ferne betrachten konnten. Nachher ging es wieder zurück. Von der Heimreise fehlt mir jede Erinnerung.

Dass man in meinen Schuljahren von Abstinenz nichts wusste, zeigte sich an den Bezirksschulexamen. Es war dann die Regel, dass die Schüler die Wirtschaften besuchten und sich im Rauchen übten. Herr Pfarrer Tanner, der Präsident der Schulpflege, sagte in einer Examenrede, Martin Luther habe nach seinem Aufreten im Reichstag zu Worms sich ein Krüglein Einbecker-Bier zu Gemüte geführt, das nämliche sei auch uns gestattet. Wir stiegen damals nach Oberdorf hinunter und kehrten im Eidgenossen ein, wo wir natürlich dumm genug taten.

Der Konfirmationsunterricht

Im Herbst 1882 fing für mich der Unterricht an. Wir waren unser drei von Bärenwil, die ihn besuchten. Damals war es noch Brauch, dass die Konfirmanden sehr viel schreiben mussten: Predigten, Aufsätze über jede Bitte des Unservater. Meine Kameraden wussten damit nichts anzufangen, so dass mein Heft beständig auf der Reise war. Um jene Zeit wurde Herr Pfarrer Tanner zum Direktor der Neuen Mädcheneschule in Bern gewählt. Am Karfreitag 1883 wurden wir konfirmiert, mit uns Langenbrückern und Bärenwilern auch die reformierten Söhne und Töchter aus der solothurnischen Nachbarschaft. Der Konfirmandenunterricht war für mich eine recht ernste Sache. Herr Pfarrer Tanner hatte uns gestattet, unseren Konfirmationsspruch selbst auszuwählen. Ich wählte mir einen Text, der heute noch in unserem Schlafzimmer hängt: Tim. 1, 6, 12: «Kämpfe den guten Kampf des Glaubens; ergreife das ewige Leben, dazu du auch berufen bist, und bekannt hast ein gutes Bekenntnis vor vielen Zeugen.»

Die Berufswahl

Mit dem Austritt aus der Bezirksschule und der Konfirmation war die Frage akut geworden, was aus mir werden sollte. Lehrer zu werden hatte ich nie beabsichtigt. Zudem hatten meine Kameraden behauptet, es gebe so viele Lehrer wie rote Hunde. Auf den Rat von Herrn Pfarrer Tanner meldete ich mich dann doch für die in Liestal stattfindende Stipendiaten-



Bild 9. Emil Müller als junger Lehrer in Oberdorf, um 1890.

prüfung, die zugleich Aufnahmeprüfung für das Seminar war. Vor der Prüfung erzählte mir ein Kamerad aus Sissach, was er in der Bezirksschule Böckten alles gelernt hatte. Mir standen dabei die Haare fast zu Berg und ich dachte, da könne ich einpacken. Lesen, Grammatik und Aufsatz prüfte Herr Pfarrer Tanner, der mir kein Unbekannter war. Lesen konnte ich ja, aber die Grammatik, die in Waldenburg wahrscheinlich nicht an erster Stelle geübt wurde, hatte ich restlos vergessen. Doch passte ich scharf auf, bildete meine Antworten analog denjenigen meiner Leidensgefährten und kam gut durch. Im Rechnen stellte sich Herr Bezirksschullehrer Meyer vor uns hin; was ich dabei zu leisten hatte, ist mir entschwunden. Geographie und Geschichte prüfte Ständerat Birmann, ein freundlicher, alter Herr. Er sprach von Thusis und Klingnau und meinte von letzterem: «Sett es Stedtli sy, isch es Näschtli, isch es Näschtli.» Das sind meine sämtlichen Erinnerungen an jene Prüfung, die mir die Türe des Seminars öffnete. Die Heimfahrt auf der neuen Waldenburgerbahn machte ich mit Herrn Pfarrer Tanner gemeinsam. In Waldenburg nahm er mich in die Wirtschaft von Frau Fricker, liess mir ein Glas Bier und eine Wurst servieren und verkündete den ihm bekannten Gästen: «Der hat heute der Bezirksschule Waldenburg Ehre gemacht!» Der Vollständigkeit halber sei erwähnt, dass jener Sissacher, der mir so Furcht eingejagt hatte, bei der Prüfung durchgefallen war.

Nach einigen Tagen kam ein amtliches Schreiben, worin mitgeteilt wurde, dass ich die Prüfung bestanden hätte und am 26. April 1883 in das Seminar Kreuzlingen einrücken müsse. Nun galt es, die notwendigen Geldmittel flüssig zu machen. Den Bemühungen der Mutter gelang es, von der Ersparniskasse Langenbruck für mich ein Darlehen von 1000 Franken zu erlangen. Für diese Summe verbürgten sich der Vater, Bruder Heinrich in Möhlin, Jakob Hägler, Wirt in Bärenwil, und sein Bruder Martin Hägler, Bote in Langenbruck. Mit der «Schweizerischen Rentenanstalt» schloss ich eine Lebensversicherung für 1500 Franken ab, damit die Bürgen sicher gestellt waren.

Endlich kam der Tag der Abreise. Kleider und Wäsche waren schon vorher in einem hölzernen Koffer in Hägendorf zur Bahn gebracht worden. Der Vater, der mich begleitete, und ich marschierten morgens um zwei Uhr über Spalen, Wuest, Gwidem, Belchenhöchi nach Eptingen und Diegten. Dort erwartete uns die Familie Weiss und mein Mitschüler aus der Bezirksschule, Wilhelm Weiss, schloss sich uns an. Ueber Sissach, Wintersingen, Iglingen und Magden erreichten wir Rheinfelden. In einer Wirtschaft liess mir der Vater eine Wurst geben, und dann gings über den Rhein zum Bahnhof der Badischen Bahn. Von Pässen und von Grenzplakaren wusste man damals noch nichts. Wären nicht die Zöllner am Wege gestanden, hätte man überhaupt nichts von einer Grenze verspürt und nichts davon gemerkt, dass man sich in einem fremden Lande befand. Es waren mindestens in dieser Hinsicht wahrhaft glückliche Zeiten gegenüber den heutigen. Kurz darauf brauste der Zug heran, ich stieg unter einer wahren Tränenflut ein, und bald war der Vater meinen Blicken entchwunden. Er machte dann den Rückweg über Sissach, Eptingen, Belchen wieder zu Fuss, was eine sehr respektable Marschleistung von etwa 60 Kilometern bedeutet, wobei die Höhendifferenzen nicht berücksichtigt sind.

Anmerkungen

- 1 Nach Daniel und Albert Schneider, Langenbruck. Liestal 1935, S. 31, wurde der Bärenwirt Wirz, ein Parteidünger der Aufständischen in Langenbruck im Bauernkrieg 1653 ebenfalls «Buschber» genannt.
- 2 Cheesmeyer: Name des Oberbaselbieter Ladengeschäftes in Sissach, das auf einen von Hergiswil LU zugewanderten Käsehändler zurückgeht, heute Kaufhaus Kunz & Co., Hauptstrasse 55, Sissach.
- 3 Gerold Eberhard, Lesebuch für die Mittel- und Oberklassen schweizerischer Volksschulen, enthaltend den stufenmäßig geordneten Lehrstoff für den vereinigten Sprach- und Realunterricht. 3 Teile, Zürich, in verschiedenen Auflagen, z. B. 4. Aufl. 1862.
- 4 Carl Mory, Lehrer an der Bezirksschule Waldenburg 1858—1889, † 1889.
Eduard Heinis, Lehrer und Rektor der Bezirksschule Waldenburg 1873—1894, nachher Regierungsrat und später Direktor der Strafanstalt in Liestal.
Dr. phil. Wilhelm Götz, Lehrer an der Bezirksschule Waldenburg 1875—1892, † 1892.
Siehe auch BHBl 7 (1966), S. 60.
- Wilhelm Balmer, Vater, Zeichenlehrer an den Bezirksschulen (von Emil Müller nicht genannt) 1870—1896.

⁵ Hans Heinrich Tanner, 1833—1891, 1859—1882 Pfarrer in Langenbruck und Präsident der Bezirksschulpflege, 1882—1891 Direktor der Mädchensekundarschule und des Lehrerinnenseminar Bern. Siehe Biographie von Leo Zehntner in: BHBl 2 (1943), 182 ff., und Hermann Straumann-Thommen, Erinnerungen an Pfarrer Heinrich Tanner, in: BHBl 2 (1943), 192 f.

Die frühmittelalterliche Kapelle St. Michael Onoldswil bei St. Peter in Oberdorf

von *Jürg Ewald* und *Rolf Schelker*

Die Lage

Westlich der heutigen Pfarrkirche St. Peter zwischen Niederdorf und Oberdorf befinden sich etwas erhöht über der alten Landstrasse im Areal der neuen Friedhofanlage die 1976 restaurierten Grundmauern einer kleinen Kapelle (Bild 1). Sie besteht aus einem Schiff mit einem nach Osten angebauten Altarhaus. Das Gemäuer ist aus grob zugehauenen Kalksteinblöcken errichtet, die vermutlich ganz in der Nähe gebrochen worden waren. Als Bindemittel hatte man gelblichen Kalkmörtel verwendet. Vor der Restaurierung, die sich lediglich auf eine Sichtbarmachung des Grundrisses beschränkte, waren die Mauern bis auf das ehemalige Gehniveau, teilweise sogar tiefer, zerstört. An gewissen Stellen fehlte das Mauerwerk gänzlich.

Die archäologischen Untersuchungen

Die über mehr als ein halbes Jahrhundert verstreuten verschiedenen Freilegungen des Gemäuers führten von 1924 bis 1976 zu den verschiedensten Interpretationen. Ein erstes Mal wurde das Gebäude 1924 durch Bezirkslehrer H. Weber mit seinen Schülern aus Waldenburg nur an der Oberfläche freigelegt. Anstoss dazu gab die Verlegung einer Wasserleitung, wobei die südwestliche Ecke des Gebäudes angeschnitten worden war. Ein erster Grundriss, aufgenommen von Lehrer Erwin Rudin, wird mit einer Lagevermessung im Archiv des Kantonsmuseums aufbewahrt¹. Bei den Akten des Kantonsmuseums liegen auch zwei Zeitungsberichte. Der erste Artikel aus der Basellandschaftlichen Zeitung ist gezeichnet mit «K. G.» und stammt zweifellos aus der Feder von Karl Gauss. Geschildert wird